

Moussa Abadi  
DIE KÖNIGIN UND  
DER KALLIGRAPH



Moussa Abadi

# DIE KÖNIGIN UND DER KALLIGRAPH

Meine Damaszener Juden

Aus dem Französischen übersetzt  
von Gerhard Meier

Nachwort von Rafik Schami

MANESSE



Für Odette, wieder einmal  
Für meine Königin und meine Kalligraphin



## ALS EINE ART VORWORT

Die Personen, die ich in dieses Buch gesperrt habe, hatten mich ihr Leben lang verfolgt und genötigt, mich bedrängt und mir zugesetzt. Und obwohl sie mich vor einer Ewigkeit verlassen haben, konnte nichts und niemand sie aus meinem Gedächtnis verjagen.

Wie die berühmten «Sechs Personen», die ein sizilianischer Magier einst auf die Bühne schob, wären sie vielleicht zu Theaterhelden geworden, hätten auch sie einen Autor gesucht.<sup>1</sup>

Das Schicksal hat jedoch anders entschieden. Sie sind einem Vorführer in die Fänge geraten, der sie auf imaginären Bühnenbrettern schamlos für eine letzte Darbietung ausstellt, allerdings nur – dies seine einzige Entschuldigung –, um sich der Illusion hinzugeben, die Zeit habe sie noch nicht verschlungen.





«Eine ganz schöne Zauberkiste, das Gedächtnis!  
Die reinste Bilderfalle! Was man dort  
sucht, findet man nicht. Doch findet man,  
was man nicht sucht.»

François Jacob, *La Statue intérieure*

## Das Bild auf Seite eins

Einer Legende zufolge, die allerdings zugegebenermaßen ebenso umstritten ist wie die vom dreizehnten Stamme Israels<sup>2</sup>, haben Vorfahren von mir, ein Ehepaar, einmal das ganze Pessach-Fest über einen Fremden bei sich beherbergt, der aus Tarsus<sup>3</sup> stammte und nach langer Irrfahrt in unserem Ghetto<sup>4</sup> in Damaskus gelandet war.

Die Legende berichtet ferner, der Fremde namens Saul habe sie nicht einmal mit einem kleinen Brief an die Abadier<sup>5</sup> beschert, um sich für die großzügige Gastfreundschaft zu revanchieren, und zwei seiner Reisegefährten, Barnabas und Timotheus,<sup>6</sup> die ihn für seine ungenierte Art entschuldigen wollten, hätten daher durchblicken lassen, bevor er bei seinen Gastgebern eingetroffen sei, habe er auf dem Weg nach Damaskus einen Sonnenstich erlitten. Mag sein ...

\*\*\*

Aus jenem Ghetto bin ich eines nebligen Dezembermorgens aufgebrochen, um einen anderen Planeten zu entdecken ...

So viele Jahre trennen mich von jenem Morgen! Und jedes Mal, wenn ich durch das Album mit den Bildern und Gesichtern meines verschwundenen Ghettos blättere, begegne ich wie ein Besessener unweigerlich, «auf Seite eins», der Erinnerung an einen unserer alten Weber, «die stets Seidentücher webten und doch in Lumpen gingen»<sup>7</sup>.

Eines Tages traf ich ihn in der Nähe seiner Werkstatt an – besser gesagt seines Straflagers –, an der Ecke der «Geraden Straße» und der Freitagstraße, während der paar Minuten Ruhe, die sein Meister ihm gönnte.

Er saß auf den Fersen, die Arme ausgestreckt, die Hände gefaltet. Und ich traute kaum meinen Ohren, als ich vernahm, wie er Gott anflehte, ihm «eine Revolution zu schicken».

«Was erwartest du von deiner Revolution?», fragte ich ihn.

«Von meiner Revolution», erwiderte er, «erwarte ich alles, was man von einer anständigen Revolution verlangen kann. Zuallererst ein bisschen mehr Brot, und ein bisschen weniger Ungerechtigkeit.»

«Und was tust du dafür, dass sie kommt?»

«Na, ich bete. Was soll ich sonst dafür tun?»

## Die vom Himmel gefallene Königin

An jenem Julinachmittag stöhnten die Damaszener unter bleierner Sonne, und das Ghetto stand tausend Ängste aus. «Und falls «sie» von der Route abgewichen ist, mit unbekanntem Ziel?» Das Empfangskomitee durchlitt den dritten Tag des Wartens und der Sorge, und niemand hätte darauf gewettet, dass es der letzte sein würde.

Tore und Türen waren geschrubbt worden, die Türklopfer poliert, jede *Mesusa*<sup>8</sup> hatte man abgewischt und den beiden städtischen Straßenreinigern eine kleine «Gabe» zugesteckt, damit sie beim Wegräumen von Kaktusfeigenschalen, verfaulten Wassermelonen, verendeten Katzen und vor Metzgereien verwesenden Lammköpfen mehr Eifer an den Tag legten als sonst. Kurz, es war alles geschehen, damit die Prunkkutsche, die die Große Dame im Norden von Damaskus abholen sollte, Straßen passierte, in denen nicht einmal die findigsten Hunde noch einen Knochen aufgestöbert hätten.

Von den Fenstern hingen Perserteppiche und Seidenschals. Die Gattinnen, Mütter, Großmütter und Schwiegermütter der einflussreichsten Honoratioren hatten gemeinsam ihr ganzes Talent, ihren Ruf und ihren Stolz darauf verwandt, das Gebäck und die Erfrischungsgetränke mit Orangenblütenwasser zuzubereiten, wie sie traditionell zur Begrüßung gereicht wurden und die sie höchstselbst der Dame servieren würden, die uns die Ehre erwies, nach so langer Abwesenheit wieder zu uns zurückzukehren.

Vielleicht sollte ich nunmehr ohne weiteres Zögern den Grund für all jenen Trubel verraten, für jene Generalmobil-machung: Es ging um nicht mehr und nicht weniger als um

den Empfang einer Königin, und zwar mit all dem Respekt und dem protokollarischen Aufwand, die ihr gebührten. Eine Königin, die vom Himmel gefallen war!

Seit dem denkwürdigen Besuch einer Baronin Rothschild<sup>9</sup> zu Beginn des Jahrhunderts hatte keine Königin den Boden unseres Ghettos betreten. Die Königinnen wiederum, die man vom Hörensagen kannte, waren allesamt gewissermaßen biblischer Natur – wie etwa die schöne Esther, um nur eine zu erwähnen, die ja ebenfalls vom Himmel gefallen war, und zwar – zum Glück für das jüdische Volk – mitten ins Bett von Ahasveros<sup>10</sup>.

Die kleine Salha Stétié, Nestkükén einer Familie mit sieben Kindern, war mit fünfzehn Jahren spurlos verschwunden. Damals war von einer Entführung die Rede, von Vergewaltigung, gar von Mord. «Na ja, hat der arme Ruben wenigstens ein Mäulchen weniger zu stopfen», raunten die Nachbarinnen, die im Übrigen nicht zu sagen wussten, welche der elf Töchter des «armen Ruben» nun eigentlich verschwunden war. So etwas wie eine Vermisstenmeldung und polizeiliche Ermittlungen gab es nur für reiche Leute. Lief eben eine kleine Jüdin weniger herum ... Schon war der Fall abgeschlossen.

So vergingen Monate und vergingen Jahre ... Die Familie Stétié wurde vom Tod übel heimgesucht. Der Vater, die Mutter, die sechzehn Geschwister, alle wurden von der «Schwindsucht» dahingerafft, von heimtückischen Grippe und anderen noch geheimnisvolleren Krankheiten, die der einzige Arzt des Viertels nicht rechtzeitig «entdeckt» hatte.

Längst erinnerte sich niemand mehr an ... «Na, wie hieß sie gleich noch mal? Ihr wisst doch, wen ich meine ... Die damals abgehauen ist ...», als eines schönen Tages ein Mann, der nicht

aus dem Ghetto stammte, unvermittelt vor den Vorstand der jüdischen Gemeinde trat, der gerade unter der Ägide meines Großonkels, seines Vorsitzenden auf Lebenszeit, zu einer «außerordentlichen Sitzung» zusammenkam. Der Mann legte einen mit rotem Wachs versiegelten Umschlag auf den Tisch, tat darauf eiligst ein paar Schritte rückwärts und sagte lediglich: «Bitteschön. Hier ist es!» Sprach's und verschwand.

Ein so gut wie stummer Fremder von wer weiß woher, ein versiegelter, doch nicht frankierter Brief von unbekannter Hand, mehr bedurfte es nicht, um die friedfertigen, ehrenwerten Vertreter unseres ereignislosen Ghettos in helle Aufregung zu versetzen.

Dem Vorsitzenden kam die heikle Aufgabe zu, den Umschlag zu entsiegeln und von dem Schreiben darin Kenntnis zu nehmen. Er entledigte sich dieser Obliegenheit wie immer voller Gleichmut, Feierlichkeit und Würde.

«Also, Yussef Effendi, was steht in dem Brief?», fragten ihn unsere Vertreter. «Ist er wirklich an uns gerichtet?»

«Dieser Brief», erwiderte der Vorsitzende, «ist – wie auf dem Umschlag steht – an den Vorstand der jüdischen Gemeinde von Damaskus gerichtet, also an jedes einzelne seiner Mitglieder, und in erster Linie an dessen Vorsitzenden ... Hört mir gut zu. Ich lese ihn einfach vor.»

In dem Schreiben wurde auf zehn kalligraphierten Seiten – noch dazu auf Hocharabisch – eine ebenso außergewöhnliche Geschichte referiert wie die von Moses, den in allerletzter Minute die anmutigste Tochter des Pharaos vor den Wassern und einem sicheren Tod errettet hatte.<sup>11</sup>

Gewiss, so wie jeder gute Christ kann auch ein Jude an Wunder glauben, und unter gewissen Umständen muss er das sogar. Deshalb aber dem geradezu un-glaub-li-chen Bericht so

viel Glauben zu schenken, als wären es Worte aus der *Tora* ... Das war doch ein Schritt, zu dem die Vertreter sich nicht so leicht durchringen konnten.

So gestatteten sie sich einen Tag zum Nachdenken und befragten den Krämer, der sich auch als Seher betätigte, inwiefern es sich bei einem Ereignis von derartigem Ausmaß, das völlig unvorhergesehen, aber doch schon angekündigt war, um ein Wunder handeln konnte.

Der Seher, der zwar selbstredend nie eine Zeile der Schriften Pascals gelesen hatte, empfahl ihnen dennoch am Ende seiner Beratung, es mit der Pascalschen Wette<sup>12</sup> zu halten.

«Im Zweifelsfall sollte man immer an Wunder glauben», sagte er. «Dann kann zweierlei geschehen: Entweder das Wunder geschieht, dann seid ihr seine ersten Nutznießer, oder aber es geschieht nicht, dann habt ihr auch nichts verloren ...»

Also her mit dem Wunder.

\*\*\*

Hätte Salha Stétié sich mehr als ein halbes Jahrhundert nach ihrem Verschwinden damit begnügt, ihre baldige Rückkehr in die Heimat anzukündigen, wäre man nicht übermäßig verwundert gewesen. Steht nicht geschrieben, dass der verirrte Vogel, solange er mit den Flügeln schlagen kann, stets nach seinem Nest sucht?<sup>13</sup> Jedoch – und da saß der Hase im Pfeffer – hatte die Salha, die ins Nest zurückkam, sich inzwischen in eine Königin verwandelt, und zwar, um genauer zu sein, in die ehemalige zweite Favoritin eines Königs, dessen Reich sich, laut dem Schreiben, «bis an die Grenze der Wüste» erstreckte. Ferner stand in dem Brief, der König, der sie soeben

verstoßen habe, wiege für sie ihr Gewicht mit Gold auf – merken wir uns dieses Detail, denn es wird uns in Kürze erlauben, die unermessliche Großzügigkeit des Monarchen zu beurteilen – und stelle ihr eine Karawane mit zwanzig Kamelen zur Verfügung, um den Schmuck, die Diamanten und die tausend anderen Preziosen nach Hause zu bringen, mit denen er sie jeweils bedachte, wenn sie sein Bettlager teilte.

Man hätte schwören mögen, der Schreiber der Königin habe Wort für Wort ein *Märchen aus Tausendundeiner Nacht* kopiert.

Die letzte Seite des Briefes war kleineren organisatorischen Problemen gewidmet. Ihre Majestät bat den Vorstandsvorsitzenden der jüdischen Gemeinde, doch so freundlich zu sein, ihr unweit ihres Elternhauses einen Palast zu finden und diesen in ihrem Namen zu erstehen, koste er, was er wolle. Was nun ihren Einzug in ihre geschätzte Stadt und ihr geliebtes Ghetto angehe, so werde dieser, so Gott es füge, in etwa zwei, drei Tagen stattfinden; Karawanen müssten ja stets damit rechnen, durch einen Samum-Wind oder eine Heuschreckenplage aufgehalten zu werden.

Zwei Abende und zwei Morgen, nachdem die Empfangsvorkehrungen getroffen waren, zur Stunde, in der sämtliche Fliegen von Damaskus sich über den zugedeckten Gebäcktablets ein Stelldichein gaben, wurde nicht, wie die Sitte es erforderte, nur ein Schaf geopfert, sondern deren sieben, und zwar vor der Pforte des «Palastes».

Ihre Majestät war da. Und wie da sie war!

Hundertzwanzig bis hundertdreißig Kilo, ein drei- bis vierfaches Kinn und zitternde Hängebacken, auf den Lidern eine so üppige Schicht Kajal, dass es ihr bis zu den Mundwinkeln troff, der Mund im Übrigen ganz aus Gold, die Arme so dick

wie die dicksten Oberschenkel einer Riesendame vom Jahrmarkt, so erschien uns das Ungeheuer, als es der Kutsche entstieg.

Es sei sogleich gesagt, dass unser Aufwand keiner Undankbaren galt. Kaum hatte Salha sich in dem Haus eingerichtet, das wir, in treuem Angedenken, noch heute ihren «Palast» nennen, da versorgte sie auch schon zwei Dutzend Waisensmädchen mit einer Aussteuer, bestellte bei den besten Kalligraphen Jerusalems drei *Tora*-Rollen, finanzierte die Renovierung des Rabbinatsgerichts, stattete den Jugendclub mit einem Billardtisch und einem Phonographen aus, beschenkte jedes Mitglied des Gemeindevorstands mit einer goldenen Taschenuhr und ihre Gattinnen mit Seidentüchern, die in einem der Harems ihres Herrn gewebt worden waren, kurz, innerhalb weniger Tage ließ sie uns mehr Spenden zukommen als unsere wohlhabende Bourgeoisie in einem ganzen Jahrhundert. Als sie bald darauf einen strammen, aber bettelarmen Kerl, dreißig Jahre jünger als sie, auf den sie ein Auge geworfen hatte, vom Fleck weg ehelichte, hatte denn auch niemand etwas dagegen einzuwenden, und auch nicht gegen das Possenspiel, mit dem sie ihn in den Stand eines Prinzen erhob, weil dies, so behauptete sie, an den Königshöfen Europas und der Mandschurei nun mal so üblich sei.

Da man ihr berichtet hatte, ich sei ein künftiger «Gelehrter», lud sie mich ein, ihre fünftausend Bände umfassende Bibliothek zu bewundern, die sie gerade erst erworben hatte, von einem jungen Mann griechisch-orthodoxer Konfession nämlich, der sein Erbe verschleuderte.

Es fand sich allerlei Erstaunliches in jener Bibliothek, Werke in einem Dutzend Sprachen, natürlich arabische, doch auch französische, englische, türkische und sogar persische. Gram-



matiken, Abhandlungen über Astronomie oder Bienenzucht, das Alte und das Neue Testament ...

«Das Ärgerliche an Büchern ist», sagte sie und deutete dabei auf die Mahagoni-Regale, auf denen sie die Werke der Größe nach angeordnet hatte, «dass man sie mindestens einmal im Monat abstauben muss, und zwar jedes einzeln. Zwei meiner Hausdiener sind den ganzen Tag lang mit nichts anderem beschäftigt.»

«Für die Winterabende verfügen Sie aber über gute Lektüre.»

«Ach, lesen tue ich nie, das sage ich ganz ohne falsche Bescheidenheit. Nicht ohne Grund, ich habe das Lesen nie gelernt.»

«Und ... der Prinz?»

«Kann auch nicht lesen.»

«Für wen ist dann die Bibliothek, die ganzen Bücher?»

«Für niemanden. Eine Dame von meinem Rang ist es sich schuldig, eine Bibliothek zu besitzen.»

Wie universell doch das Theater von Molière war! Jene schwerreiche Analphabetin, die um jeden Preis ihren «Rang» behaupten wollte, gebärdete sich unbewusst wie Monsieur Jourdain in «Der Bürger als Edelmann»<sup>14</sup>!

Sie zog den ersten Band aus dem ersten Regalfach heraus und hielt ihn mir hin. «Nehmen Sie das, das wird Ihnen bestimmt gefallen. Der Autor konnte angeblich die Zukunft vorhersehen.»

Es war ein Buch von Jules Vernes in der Ausgabe «Rot und Gold» von Hetzel<sup>15</sup>.

Umgeben waren wir von riesigen Spiegelwänden – aus Italien importiert, wie sie mir versicherte –, die ihre gewaltige Person majestätisch reflektierten.

«Es waren immer Spiegel um mich herum», kokettierte sie. «In meinem Palast ‹dort› waren überall welche. Im Schlafzimmer des Prinzen könnte ich Ihnen auch welche zeigen, wenn er nicht noch schlafen würde. Er trinkt viel Arak, und zwar immer mehr. Heute Morgen ist er erst bei Tagesanbruch heimgekommen, gestützt von einem Kutscher. Mein armer Prinz ...»

\*\*\*

Bis zur Rückkehr Salha Stétiés hatte niemand im Ghetto – oder auch sonst wo – von dem fabelhaften Königreich ihres früheren Herrn vernommen. Und wenn sie sich dazu herabließ, es zu erwähnen, wartete sie nur mit Gemeinplätzen auf, siedelte es mal ‹dort› an, mal ‹im Westen von Bagdad› oder, noch vager, ‹an der Grenze zur Wüste›. Bis irgendwann selbst die Gutgläubigsten ihrer Schmeichler stutzig wurden. Um es rundweg herauszusagen, begann man sich hier und da Fragen zu stellen und stellte diese schließlich, in aller Vorsicht, sogar den Mitgliedern des Vorstands der jüdischen Gemeinde, die für das ‹Wunder der Königin› gewissermaßen gebürgt hatten. Als eines Tages Elie Rotah ankündigte, er werde bald nach Bagdad reisen, um dort Geschäfte abzuwickeln, berief man ihn zu einer geheimen Sitzung des Vorstands und bat ihn, den diskretesten aller Monarchen ausfindig zu machen und ihm im Namen der ganzen Gemeinde dafür zu danken, uns die verlorene Tochter in so gutem Zustand zurückgesandt zu haben.

Zwei Monate später setzte der Bote sie über das Ergebnis seiner Nachforschungen in Kenntnis. «Es gibt dort kein Königreich und hat auch nie eines gegeben, weder ‹westlich von Bagdad› noch ‹an der Grenze zur Wüste›.»

Hatte er denn auch gründlich genug gesucht? Die Wüste ist schließlich groß ...

«Wenn ich es euch sage, ein solches Königreich existiert nicht und hat nie existiert.»

«Und die Karawane, der Schmuck, das gewaltige Vermögen, die Dienerschaft?»

«Sucht selbst, und ihr werdet finden», erwiderte der Seidenhändler, der für sein Teil keinen Zweifel mehr daran hatte, wo «das alles» herstammte.

Seine Enthüllungen – und er offenbarte nicht alles, was seine Geschäftspartner in Bagdad hatten durchblicken lassen – riefen bei den dreizehn Mitgliedern des Vorstands tiefe Bestürzung und Ratlosigkeit hervor.

Der Vorsitzende holte aus seiner Westentasche die goldene Taschenuhr hervor, die die gefallene Königin ihm kredenzt hatte, und fragte sich, ob er sie guten Gewissens behalten dürfe. «Möge Gott uns beistehen», murmelte er beim Abschied von den anderen Trägern jenes Geheimnisses – und der zwölf anderen Taschenuhren.

Das Geheimnis, das niemand für sich zu behalten wusste, so schwer war es zu tragen, wurde innerhalb weniger Stunden zu einem offenen Geheimnis. Und es verbreitete sich das Gerücht, die Geschichten Salhas seien nichts weiter als *debarim*, leere Worte, und die Hochstaplerin werde bald aus dem Ghetto gejagt und in ihr Phantomkönigreich zurückgeschickt, «dort, an der Grenze zur Wüste».

All diejenigen aber, die sie mit ihren Wohltaten überhäuft hatte, waren in dieser Hinsicht selbstverständlich ganz anderer Meinung.

«Die Königin ist uns von Gott gesandt worden», beteuerten sie in den Synagogen, «und wir sollten nicht die Sünde